

Wolfgang Seehaber



Bonhoeffer und Bethge

Das Porträt einer wunderbaren Freundschaft

Wolfgang Seehaber
Bonhoeffer und Bethge

Wolfgang Seehaber

Bonhoeffer und Bethge



*Das Porträt
einer wunderbaren Freundschaft*

fontis
BRUNNEN BASEL

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über www.dnb.de abrufbar.

Die Bibelstellen wurden folgender Übersetzung entnommen:

Luthertext von 1912

© 2016 by Fontis – Brunnen Basel

Umschlag: Spoon Design, Olaf Johannson, Langgöns

Foto Umschlag: Gütersloher Verlagshaus GmbH

Satz: Innoset AG, Justin Messmer, Basel

Lektorat: Dr. Ulrich Parlow, Lahr

Druck: Finidr

Gedruckt in der Tschechischen Republik

ISBN 978-3-03848-095-2

Inhalt



1. Dietrich Bonhoeffers erste Freundschaften: Wie er sie verstand und was aus ihnen folgte.....	7
2. Ein Pastorensohn vom Land und ein Professorensohn aus der Großstadt	71
3. Der Freundschaftsschluss	117
4. Gefährdung und Befestigung der Freundschaft.....	173
5. Zusammenhalt in zerrissenen Zeiten	215
6. Visitator, Volksmissionar und V-Mann	293
7. Das Hohelied der Freundschaft	337
8. Die Freundschaft lebt weiter	389
Literaturverzeichnis.....	427
Anmerkungen.....	436

1. Dietrich Bonhoeffers erste Freundschaften: Wie er sie verstand und was aus ihnen folgte



Der Distanzierte?

«Dietrich Bonhoeffer litt unter einer Einsamkeitsversuchung.»¹ Das sagte Renate Bethge im Nachhinein über den Onkel und besten Freund ihres Gatten. Über einen Mann, den Johann Christoph Hampe voller Überzeugung als «Genie der Freundschaft»² bezeichnete, der immer wieder in seinem 39-jährigen Leben die menschliche Gemeinschaft suchte, sie um sich herumkristallisierte, sie formte und im Übermaß genoss. Auch die Schwester seiner späteren Braut Maria von Wedemeyer, Ruth-Alice von Bismarck, die den Theologen außerordentlich schätzte und den Menschen Bonhoeffer ausnehmend gut kannte, sprach in einem Film davon, dass sie ihn für einsam hielt.³

Dietrich Bonhoeffer selbst beklagte in seinem Abschiedsbrief an die langjährige Freundin Elisabeth Zinn Anfang 1936 die Einsamkeit, unter der er einst sehr gelitten hatte: «Ein wahnsinniger Ehrgeiz, den manche an mir gemerkt haben, machte mir das Leben schwer und entzog mir die Liebe und das Vertrauen meiner Mitmenschen. Damals war ich furchtbar allein und mir selbst überlassen. Das war sehr schlimm.»⁴ Die Bibel habe ihn daraus befreit, und ganz besonders die Bergpredigt. «Seitdem ist alles anders geworden. Das habe ich deutlich gespürt und sogar andere Menschen um mich herum.»⁵

Bonhoeffer hatte zu jener Zeit Freunde. Und einer von ihnen, der Franzose Jean Lasserre, mit dem er während eines Studienaufenthalts am New Yorker Union Theological Seminary Anfang der 30er Jahre des vorigen Jahrhunderts herzlich und verständnisreich verbunden war, hatte ihn an die Bergpredigt verwiesen. Diese sollte nicht mehr als Spiegel für die menschliche Unvollkommenheit verstanden werden, sondern als tatsächliche christliche Weisung für die Gläubigen zu einem verheißungsvollen Leben.

Diese Erkenntnis hatte den jungen Berliner Theologen so frei gemacht, um sich wieder herzlich der Welt und den Mitmenschen zuzuwenden. Nicht niederdrückendes Sündenbewusstsein war von diesem Predigtberg wie ein Felsstein herabgepoltert, sondern freimachende Handlungsmöglichkeiten waren lächelnd versprochen worden.

Das richtete auf. Das klärte den Blick für den Nächsten und für ihn selbst, der jederzeit ein Nächster sein durfte. Bonhoeffer sah sich zur Freundschaft gebeten, er, der durchaus zuvor bereits in gute Freundschaften eingebunden gewesen war und es gerade ganz besonders war. Nur hatte er sie bislang nicht richtig gewertet und wertgeschätzt.

Und wir müssen bedenken, dass er, als er diesen Brief an Elisabeth Zinn verfasste, sich in einer stark depressiven Stimmung befand, wie es ihm immer wieder einmal bis zu seiner zweiten Rückkehr aus den USA 1939 geschah. Da sieht man zwangsläufig die Schwarzfärbungen deutlicher als die hellen Töne. Da verdammt man so laut, dass der Segen es sehr schwer hat, sich Gehör zu verschaffen. Doch es ist ihm hier ja immerhin gelungen.

Ganz gewiss hat Bonhoeffer Einsamkeit verspürt, auch schon vor seiner Gefängniszeit. Nicht selten hat er sie sogar gesucht, weil er sie einfach brauchte. In ständiger Geselligkeit vermag niemand tief zu denken. Und das hat dieser Theologe ganz bestimmt getan. Er ist manchmal vor Menschen geflohen, weil er Kumpanei, Dreistigkeiten und banales Geplauder einfach verabscheute.

An seine Verlobte Maria von Wedemeyer schrieb er einmal im Dezember 1943 aus dem Gefängnis Tegel: «... schon früher konnte ich Familienfeste, die ich an sich sehr liebe, immer nur durchhalten, indem ich mich von Zeit zu Zeit auf eine halbe Stunde in mein Zimmer flüch-

tete ... Du darfst mich deswegen nicht für menschenfeindlich halten; aber ich finde eben leider, dass Menschen ungeheuer anstrengend sind.»⁶

Bonhoeffer galt bei einer ganzen Reihe von Zeitgenossen als arrogant, weil sie mit seinem Selbstbewusstsein und seinem Durchsetzungsvermögen nicht sonderlich gut zurechtkamen und er auch kaum jemals Anstalten machte, sich bei Dingen zurückzunehmen, die ihm wichtig waren. Er versuchte, andere zu überzeugen, und setzte dabei mehr oder weniger bewusst seine Bildung, sein Wissen, seine vorzügliche Erziehung und die daraus erwachsenen perfekten Umgangsformen ein. Das konnte manchmal schon sehr einschüchternd wirken. Und wenn seine robuste Beharrlichkeit dazukam, die oft partout nicht zum Einlenken bereit war, erschrakten dann und wann sogar ihm sehr Nahestehende.

Dem Freund Eberhard Bethge schrieb er Anfang Februar 1941 aus dem Kloster Ettal, wo er sich gerade aufhielt, an seiner Ethik arbeitete und auf Aufträge als V-Mann der Abwehr wartete, in einem Brief zum eigenen Geburtstag: «Du hast auch die Belastungsproben einer solchen Freundschaft, besonders durch meine gewisse Gewalttätigkeit (die ich selber an mir verabscheue und an die Du mich glücklicherweise immer wieder einmal offen erinnert hast), mit aller Geduld ausgehalten und Dich dadurch nicht verbittern lassen. Dafür muss ich Dir besonders dankbar sein.»⁷ Und Jahre später in der Tegeler Haft bedauerte er Bethge gegenüber seine «tyrannische und selbstsüchtige Art».⁸

Bonhoeffers Student und späterer Vikar in Finkenwalde Wolf-Dieter Zimmermann berichtete über einen Spaziergang mit seinem Lehrer, in dessen Verlauf man auch über die Persönlichkeit des damaligen Privatdozenten sprach: «Ich erklärte ihm», so Zimmermann, «dass er oft kalt, distanziert wirke; manchmal fühle man sich zurückgestoßen oder habe den Eindruck, er wolle sich zurückziehen.»⁹ Und Albrecht Schönherr, ebenfalls einst Student bei Bonhoeffer und Seminarist, klagte: «Ich habe manchmal etwas darunter gelitten, dass er selten unmittelbare Wärme spüren ließ.»¹⁰

Auch andere, die ihn gut kannten, erwähnten Bonhoeffers Liebe zur Distanz. Anbiederungen ließ er nicht zu. Er habe es «verabscheut,

Menschen an sich zu binden, vielleicht zog es gerade darum viele zu ihm hin», mutmaßte Schönherr.¹¹

Diese erste Reserviertheit, dieses erstmalige Verweisen des anderen in den Abstand hatte Bonhoeffer von seinem Vater übernommen. Gefühle, welcher Art auch immer, wurden erst zugelassen, nachdem sie durch den Verstand gefiltert worden waren. Auf den konnte man sich verlassen, das hatte der Theologe bei sich gelernt. Bei Emotionen jedoch galt es, Vorsicht walten zu lassen, bis sie den rationalen Test bestanden hatten.

Das ließ natürlich zunächst einmal kühl erscheinen, als wollte man sich auf einen Mitmenschen außerhalb der Bonhoeffer'schen Großfamilie nur nach längeren Examinationen, die durchaus stattfanden, einlassen. Doch wer zugelassen wurde, besaß einen sicheren Hort, wenn er sich an den Grundkonsens der Familie hielt. Eberhard Bethge bezeichnete seinen Freund Dietrich als ein «Genie an Loyalität».¹²

Viele damals nahmen einen abwartenden, auch abweisenden, einen Abstand fordernden, einen überaus überlegten und überlegenen Dietrich Bonhoeffer wahr, der sachlich abwägte, verkopft und gefühlsmäßig ziemlich verkrampft erschien. Dabei war er in Wahrheit ein außerordentlich leidenschaftlicher Mann. Manche seiner Predigten beweisen das. Sein heftiges, manchmal feuriges Engagement im Kampf für die richtige Kirche, die sich an die Beschlüsse von Barmen *und* Dahlem hält, belegt es. Zudem offenbaren seine späteren Briefe an den Freund Bethge und an die Braut Maria von Wedemeyer deutlich diese Leidenschaftlichkeit.

Bei seiner Verlobten beschwerte er sich einmal brieflich im März 1944, dass die meisten Menschen ihn «für ruhig, zurückhaltend, ja fast abweisend» hielten.¹³ Dabei sei er das gar nicht. Diejenigen, die ihn wirklich kennen würden, empfänden ihn keinesfalls so. Doch er vermochte sich gut zu kontrollieren, wann immer es ihm angemessen und nötig erschien. Und diesen Fall sah er oft gegeben, für manche zu oft. Selbstzucht bedeutete ihm eine vornehme Tugend. Das alles machte es nicht leicht, mit ihm Freundschaft zu schließen. Aber es machte es leicht, eine mit ihm geschlossene Freundschaft zu leben.

Dafür standen Verlässlichkeit und Großzügigkeit. Ich erinnere an das «Genie an Loyalität».

«Bonhoeffer konnte wählerisch sein, wen er nahe an sich herankommen ließ», schrieb Eberhard Bethge. «Aber er war dann ein großzügiger und abwechslungsreicher Freund. So herrisch und beanspruchend er mitunter wirkte, so vorbehaltlos teilte er Geld, Güter und Geschick.»¹⁴

Als Kind und Schüler benötigte Dietrich keine Freunde außerhalb des Familien- und Bekanntenkreises. Da waren die Geschwister, deren Spielgefährten und Vettern, die für alle Ansprüche an Geselligkeit genügten. Zu ersten Freundschaftsschlüssen kam es erst, als er ins Studium ging. Doch ernsthafte Reflexionen über diese Verbindungen gab es damals kaum. Die kamen erst Jahre später, als Eberhard Bethge in sein Leben trat. Zunächst einmal ging es recht gedankenlos zu. Und ließ sich Bonhoeffer doch einmal über Freundschaft aus, dann gemahnte es einen eher an eine Rezeptur, in der viel von «Du musst» stand, oder an eine schwärmerische «Wolkenkraxelei».

Vermutlich für seinen Schüler und Schützling Karl-Heinz Köttgen schrieb Bonhoeffer 1928 in Barcelona, wo er zu der Zeit als Vikar tätig war, auch Worte über die Freundschaft auf, die an manchen Stellen ebenfalls auf die christliche Bruderschaft gemünzt sein könnten:

«Willst du einen Freund haben und willst du selbst ein guter Freund sein, so musst du opfern können, opfern von deinem Eigenwillen, opfern von deinen Wünschen; so musst du vergeben können, vergeben, wenn der Freund dir Hartes antut, wenn er dich kränkt, so musst du lieb haben können den Freund, wie er ist, mit allen seinen Schwächen, ihn tragen und stützen durch deine Liebe; so musst du treu sein können ... treu dem Freund, es komme, was da will. Willst du einen Freund haben, so musst du für ihn beten können ... Nur wenn deine Freundschaft in Gott ihren Grund hat, nenne sie «Freundschaft». Deinem Freund musst du vertrauen können, ihm musst du dich ganz anvertrauen können, in glücklichen und harten Stunden. Er wird an deinem Glück und deinem Schmerz teilnehmen, er wird sich mit dir freuen und wird dir die Last tragen helfen, die dir zu schwer ist. Einer lebt das Leben des anderen mit, aber ihr beide sollt euer Leben in Gott leben; *dann seid ihr Freunde.*»¹⁵

Ganz gewiss reflektiert Bonhoeffer hier nicht eigene Freundschaftserfahrungen. Die hatte er in einer solch tiefgehenden Art bislang noch nicht gemacht. Er schreibt hier die idealisierende Ethik einer Zweisamkeit unter Gott nieder, die einen jungen Menschen einfach überfordern musste. Vielleicht hätten sich sieben, acht Jahre später die Brüder von Finkenwalde angesprochen gefühlt und wohl dabei geseufzt, weil der «Chef» wieder einmal die Messlatte der Gemeinschaft sehr hoch gelegt hatte. Eine «normale» Jungenfreundschaft jedenfalls könnte aus so vielem «Müssen» niemals in fröhlicher Freiheit erblühen. Bonhoeffer hat zu dieser Freiheit in einer innigen Verbindung erst sehr viel später gefunden, als er auf Eberhard Bethge getroffen war.

Etwa ein Jahr später schrieb er aus Berlin an den befreundeten Lehrer Detlef Albers, den er in Barcelona kennen gelernt hatte und der heiraten wollte, wiederum sehr hoch schwingende Worte: «Ich habe immer in der Freundschaft ein Durchgreifen in das, was über dem Lauf der Dinge steht, gesehen ...» Und er fügte überschwänglich hinzu, dass wohl jede Gemeinschaft die Bitte an den anderen um den archimedischen Punkt sei, von wo aus man die Erde bewegen kann.¹⁶

Auch hier drückt sich bei Bonhoeffer wieder ein Ideal aus, dessen Erfüllung er sich enthusiastisch ersehnt, aber gewiss noch nicht erfahren hat und auch nicht erleben wird, selbst in der einzigartigen Freundschaft mit Bethge nicht. Das Auffinden des archimedischen Punktes fand bei ihm später einzig in der Beziehung zu Jesus Christus statt.

Warum er um die Freundschaft an dieser Stelle so sehr einen Mythos webt, vermag ich nicht zu beantworten. Es mag sein, dass er hier wie auch in dem Schreiben an den Jungen in Barcelona einer Sehnsucht das Wort redet, die er jetzt einfach benötigt, um das irgendwie empfundene Einsamkeitsgefühl, von dem er in dem Schreiben an Elisabeth Zinn sprach, aushalten zu können. Denn zu diesem Zeitpunkt hatte er seiner Meinung nach noch nicht zum rechten Verständnis der Bergpredigt gefunden. Die Begegnung mit Jean Lasserre lag noch vor ihm.

Und diese Einsamkeitsgefühle, die ihm auch Renate Bethge und Ruth-Alice von Bismarck attestierten, glichen wohl nicht dem, was

wir gemeinhin unter Einsamkeit verstehen, nämlich das völlige Fehlen anderer begleitender Menschen. Das hat Bonhoeffer eigentlich bis zu seinem Lebensende nie erleiden müssen. Bei ihm handelte es sich wohl eher um die Zurückgezogenheit des Suchers, der noch nicht gefunden hatte, um das Hinabtauchen in eine letzte Tiefe, die ihn nicht mehr zu entlassen drohte.

Studienfreunde

Es scharten sich seit Studienzeiten ständig Freunde um Bonhoeffer, der eine «gutwillige Art» besaß, «Menschen anzunehmen und anzuerkennen»,¹⁷ der einfühlsam, verständnisvoll, aber nicht immer geduldig war, den eine gesunde Neugier antrieb und ein großer Hunger nach Gemeinschaft. Als Vertraute aus der Universitätszeit sind hier zunächst Helmut Rössler und Walter Dreß zu nennen. Dreß war der erste Mensch überhaupt außerhalb der Familie, den er duzte. 1929 wurde aus der Freundschaft auch eine Verwandtschaft, als jener die jüngste Bonhoeffer-Tochter Susanne heiratete.

Walter war zwei Jahre älter als Dietrich und besaß dementsprechend längere Erfahrung in allen Belangen des Studiums. Bonhoeffer bombardierte ihn gleichsam mit schriftlichen Anfragen wegen Büchern, Professoren, der Auffassung bestimmter Gedanken Luthers, Terminen und biblischen Auslegungen. Der Jungtheologe Dietrich wirkte manchmal sehr hilflos, ratlos, fast verloren, würde der Ältere ihm nicht beispringen. Und der tat es unermüdlich, und das wohl auch, weil ihm schon damals sehr viel an der Bonhoeffer-Schwester Susanne lag. Vor einem Ball hatte jene überlegt, wen sie denn zum Tischherrn wählen sollte. Da hatte ihr der Bruder gesagt: «Nimm den Dreß, der redet zwar nicht viel, aber er ist der Gescheiteste.»¹⁸

Manchmal wurde Dietrich ungeduldig, ja fast unwirsch, wenn die erbetene Antwort nicht schnell genug eintraf, und das, obwohl er genau wusste, dass Walter Dreß wegen seiner Doktorarbeit über den italienischen Humanisten Marsilio Ficino unter starkem zeitlichen Druck stand. Aber das hielt ihn nicht davon ab, weitere Fragenkataloge zu verschicken. Und als ihm das Schweigen des Freundes einmal als zu

lang erschien, äußerte er verzweifelt: «Du lässt ja gar nichts mehr von Dir verlauten. Bist Du krank?»¹⁹

Es handelte sich hier zunächst keineswegs um eine gleichwertige Partnerschaft. Dreß war der Geber, Bonhoeffer der Nehmer. Das hat sich mit der Zeit aber sehr geändert. Wenn in den ersten schriftlichen Anfragen kaum etwas an Freundschaft aufklang, man es allenfalls zwischen den Zeilen auffinden kann, so wurde daraus mit der Zeit eine vertraute Verbindung voller gegenseitiger Achtung, besonders nachdem Walter zum Familienmitglied geworden war. Und Familie war Dietrich Bonhoeffer heilig. Sie war der Kreis, in der Wert und Sinn und blindes Vertrauen zuallererst aufzufinden waren, in dem man fraglos den anderen annahm, ihm beisprang, wann immer es nötig war, und gemeinsam die Zukunft zimmerte, mochte auch später kaum mehr Material dafür vorhanden sein.

Gegen Walter Dreß und Helmut Rößler verteidigte Bonhoeffer am 17. Dezember 1927 seine Promotionsthesen. Ein Dreivierteljahr zuvor hatte er dem Freund und späteren Schwager den gleichen Dienst erwiesen.

Dreß stand im 1933 aufflammenden Kirchenkampf zunächst fest auf der Seite der Bekennenden Kirche (im Folgenden: BK) und später ebenso entschlossen zu den Beschlüssen der Synoden von Barmen und Dahlem, befürwortete also ohne Wenn und Aber die «Theologische Erklärung» vom Mai 1934 und stellte sich unter die bruderrätliche Führung der BK, die im Oktober des gleichen Jahres im Gemeindehaus von Dahlem eingesetzt wurde. Er übernahm eine Professur an der illegalen Theologischen Hochschule, die noch am Tag ihrer Gründung verboten wurde, und stritt erst einmal gegen alle Drohungen und Lockungen, die von nationalsozialistischen Kirchenämtern ausgestoßen oder gesäuselt wurden.

Bis dahin wird der leidenschaftliche Kämpfer für die kirchenschaffende Bedeutung von Barmen und Dahlem Dietrich Bonhoeffer mit seinem Freund und Schwager hochzufrieden gewesen sein, der im Januar 1936 sehr deutlich bekannt hatte: «Ich bin nun des Glaubens, dass der Heilige Geist der Bekennenden Kirche auf den Synoden von Barmen und Dahlem, die sich an Schrift und Bekenntnis allein gebunden

haben, ein Wort gesagt hat, das für uns verbindlich ist, das damit zugleich Grenzen zieht, die wir nicht mehr übersehen dürfen, ohne ungehorsam zu sein, und von dem wir nicht mehr willkürlich zurückkönnen. In solchem Zurückweichen vor dem gegebenen Wort Gottes würde ich die furchtbarste Zuchtlosigkeit erkennen müssen, der gegenüber jede äußere Zuchtlosigkeit äußerst harmlos wäre.»²⁰

Doch 1938 beging Walter Dreß, Freund und Schwager, diese «furchtbarste Zuchtlosigkeit». Er ließ sich legalisieren, das heißt, er erkannte das «Notrecht» von Dahlem und die Leitungsfunktion der Bruderräte nicht mehr an und unterstellte sich der nationalsozialistisch bestimmten Kirchenleitung. Ihm ging es um ein richtiges Pfarramt mit Pastorat, dazugehöriger Kirche und sicheren Einkünften, nicht allein um das Predigtamt, wie es die meisten entschiedenen Bekenntnisgeistlichen damals ausübten, in angemieteten Wohnungen hausend, in ihrer Verkündigung zumeist auf irgendwelche Behelfsräume angewiesen, das Einkommen – allein aus Spenden bestritten – niemals sicher und überdies sehr gering, dazu stets auf Versetzung und Ausweisung gefasst. Das entsprach bei Dreß in keinem Fall seiner Auffassung des Pastorenberufes.

In jenem Jahr wählte ihn der Dahlemer Gemeindekirchenrat, dessen Mehrheit sich ebenfalls nicht mehr an die Dahlemer Beschlüsse gebunden sah, zum Nachfolger des inhaftierten Martin Niemöller. In Dahlem gab es aber noch einen anderen Gemeindeteil, der sich als Bekenntnisgemeinde verstand und die Beschlüsse beider Synoden gleichermaßen als autoritativ für sich begriff. Und dieser «illegale» Gemeindeteil erkor Helmut Gollwitzer zum Niemöller-Nachfolger, wie es sich der Gefangene auch gewünscht hatte, und bezahlte ihn künftig aus eigener Tasche.

Und jetzt geschah es wieder und wieder, dass der «legale» Walter Dreß dem «illegalen» Helmut Gollwitzer das Leben äußerst schwer machte. Das führte schließlich dazu, dass der treu zu Barmen und Dahlem stehende Gollwitzer bei dem ebenso treuen Bonhoeffer um ein Gespräch nachfragte, von dem er sich Hilfe aus dem Dilemma mit Dreß und seinem Kollegen Röhricht versprach. Bonhoeffer hörte geduldig zu, schwieg zumeist und mahnte endlich zur Geduld.

Gollwitzer trennte sich zunächst etwas enttäuscht von seinem sonst so streitbaren Amtsbruder, sprach sich aber selbst Mut zu, dass die angeratene Geduld wohl doch vielleicht von Nutzen sein könnte. Als im September 1941 alle Juden den gelben Stern tragen mussten, auch die getauften, und Dreß eine derartig gekennzeichnete oder gebrandmarkte Christin jüdischer Herkunft brüsk aus dem Kindergottesdienst wies, in dem sie bislang als treue Helferin gedient hatte, wurde Gollwitzers Geduld schmerzhaft strapaziert.²¹ Doch er musste diese Ungeheuerlichkeit nicht mehr hautnah erleben, weil er zu dieser Zeit bereits als Soldat in Frankreich diente. Nur brieflich wurde sie ihm zugemutet und ließ ihn wohl schauern. Die übrigen Kindergottesdiensthelfer traten übrigens gegen diese Verstoßung durch einen Pastor in den Streik.

Nichts ist mir davon bekannt, dass Dietrich Bonhoeffer seinem Freund und Schwager die «furchtbarste Zuchtlosigkeit» irgendwie nachtrug. Für ihn gehörte ja ein Gläubiger, der nicht zu Barmen und Dahlem stand, nicht länger zur richtigen Kirche. Er hatte sich seiner Auffassung nach von Schrift und Bekenntnis, vom Heiligen Geist losgesagt. Dennoch änderte sich nichts im Ton zwischen Dreß und Bonhoeffer. Die erhaltenen Briefe sprechen eine freundliche Sprache.

Dem Freund Eberhard Bethge empfahl er aus Ettal, bei einem neuerlichen Besuch des Benediktinerpaters Johannes Albrecht in dessen Wohnung «ein paar ordentliche Leute dazu[zuladen, vielleicht Böhm, Willi, Walter, Lokies, jedenfalls Leute, die nicht nur theologisch-dogmatisch reden können».²² Neben Hans Böhm, Wilhelm Rott und dem Direktor der Gossner Mission Hans Lokies, die allesamt aufrechte Bekenner der Barmen-Dahlem-Linie waren, empfahl Bonhoeffer ganz unbefangen, als müsste er unbedingt dazugehören, seinen Schwager, der von dieser Linie weit ins «Deutschchristliche» hinein abgewichen war.

Und als er im September 1943 festlegte, wer ihn einmal beerdigen sollte – «Mit meinem Begräbnis soll Eberhard sich nicht quälen» –, tauchte erneut der Name Walter Dreß auf, wiederum neben hochachteten, treuen Bekenntnispastoren.²³

Dietrich schätzte Walter ungeachtet dessen Trennung von der bru-

derrätlich bestimmten BK, ungeachtet aller Ausfälle gegen den standhaften Bekenner Helmut Gollwitzer, ungeachtet der Demütigung einer Christin jüdischer Herkunft.

Ist die Familie für Bonhoeffer heilig, geschehe, was wolle? Geht sein «Genie an Loyalität» über alle Grenzen von wahrer Kirche und wahrem Bekenntnis hinaus? Oder hat sich das alles in den letzten Jahren einfach eingeebnet, an Zählbarkeit verloren, an Wertschätzung eingebüßt? Setzt der Konspirant inzwischen andere Maßstäbe?

«Wir sind stumme Zeugen böser Taten gewesen, wir sind mit vielen Wassern gewaschen, wir haben die Künste der Verstellung und der mehrdeutigen Rede gelernt ... wir sind durch unerträgliche Konflikte mürbe oder vielleicht sogar zynisch geworden – sind wir noch brauchbar?», schrieb und fragte Dietrich Bonhoeffer seine Freunde in der Verschwörung Hans Oster, Hans von Dohnanyi und Eberhard Bethge.²⁴ Waren die alten Richtmaße und die Menschen, die sich unter sie zu beugen hatten, überhaupt noch zu verwenden?

Wir kennen Dietrich Bonhoeffer und wissen, dass er letztlich, nach quälender Selbstbefragung, mit Ja antwortete. War auch Walter Dreß für ihn noch «brauchbar»? Ist er durch ein Läuterungsbad gegangen, von dem ich als Autor nichts weiß, von dem das Freundes-Genie Bonhoeffer hingegen Kenntnis hatte? Ich muss es nach der Vorstellung des Freundes und Schwagers Walter Dreß bei den vielen Fragezeichen belassen.

Mit Helmut Rössler, mit dem Bonhoeffer ebenfalls während des Studiums Freundschaft schloss, begann die Beziehung gleich auf Augenhöhe, auch wenn Ersterer drei Jahre älter war und man sich nicht sonderlich oft sah. Der erhaltene Briefwechsel ist recht spärlich, weiß aber von Herzlichkeit und viel Interesse aneinander. Bonhoeffer freute sich 1929, von der Hochzeit Rösslers Kenntnis bekommen zu haben, und schrieb: «So war ich unseres gegenseitigen Wunsches gewiss, unsere freundschaftlichen Beziehungen nicht durch den äußeren Gang der Ereignisse, sagen wir besser, infolge räumlichen Fernerrückens abreißen zu lassen, und das war mir eine große Freude ... seien Sie nur dessen gewiss, dass ich in diesen Tagen, bis ich Sie wiedersehe, oft bei Ihnen

sein werde, wie ein Freund beim Freund und wie ein Christ beim anderen ist.»²⁵

Als wenige Tage später der Vater des Freundes starb, reagierte Bonhoeffer «sehr erschüttert» mit einem einfühlsamen Kondolenzschreiben.²⁶ Man hatte Interesse am Geschick des anderen, sagte sich Nöte, Freuden und theologische Gedanken weiter, spielte Tennis miteinander, und Rößler machte den anderen zum ersten Mal mit der Literatur Franz Werfels bekannt.

Das geschah bei einem gemeinsamen Aufenthalt im Harzer Ferienhaus der Bonhoeffers, von dem Rößler vier Jahre später schrieb: «Und manchmal schwebt als wehmütig lächelnde Erinnerung Friedrichsbrunn mit seinen paar köstlichen Frühlingstagen 1927 vor meinen Augen.»²⁷ Damals schenkte er Bonhoeffer Friedrich Zündels *Jesus in Bildern aus seinem Leben* mit der Widmung: «Seinem lieben Freunde Dietrich Bonhoeffer in dankbarer Erinnerung an schöne Harztage.»²⁸

Man duzte sich nicht. Bis in die Finkenwalder Tage hinein vermied Bonhoeffer diese vertrauliche Anrede zumeist, vielleicht als Ausdruck eines Anspruchs auf wenigstens noch ein wenig Distanz bei aller Nähe. Walter Dreß war der erste Duzfreund vor der Predigerseminarzeit, Franz Hildebrandt, von dem gleich die Rede sein muss, wurde zum zweiten. Bonhoeffer vermochte es, auch ohne die intime Anrede In-nigkeit zu vermitteln. Den Schweizer Theologen Erwin Sutz etwa, den er 1930 in New York kennen lernte und mit dem er eine tiefe Freundschaft einging, redete er bis zum Ende mit Sie an.

Letztendlich war es eine etwas seltsame Freundschaft dieser beiden Theologen Bonhoeffer und Rößler, die sich nur selten begegneten, nicht im Übermaß brieflich miteinander verkehrten, aber von dieser Beziehung nicht lassen wollten und auf ihr bestanden. Offenbar konnten sie einander etwas geben, was der jeweils andere benötigte, sei es, dass Bonhoeffer einen Anteil des Familienglücks des anderen für sich reklamierte, sei es, dass Rößler an der theologischen Kompetenz des Ersteren partizipieren wollte. Im Februar 1931 schrieb er, er habe *Sanctorum Communio*, Bonhoeffers Promotionschrift, zwar erst halb gelesen, doch mit «starker Anteilnahme und Freude ... ich lese es ... gern um der persönlichen Zwiesprache

willen und wahrlich ohne Neid an *Ihrer* systematischen Überlegenheit, die mir im Kreise meiner Amtsbrüder bei Vorträgen u.Ä. öfter nachgerühmt wird.»²⁹

Bonhoeffer hingegen äußerte sich ein Jahr zuvor brieflich: «Dass Sie zum Pfarrer und Ehemann nun Vater eines Sohnes sind – es ist wirklich eine große Sache. Ich nehme an Ihrem Glück aus der Ferne teil, denn ein kleines Stück ist ja unser beider Leben nebeneinander- und ineinandergelaufen, und das vergisst sich nicht so schnell.»³⁰

Die letzten Gründe für diese Freundschaft trotz zeitlicher und räumlicher Distanz mögen niemals ganz ausgemacht werden können – was bei einer gefühlsbedingten engen Beziehung ohnehin nie gänzlich gelingen wird und darf. Jedenfalls fand sie für beide in der heraufdröhnenden Naziherrschaft ein zu beklagendes Ende. Bonhoeffer war ab 1933 Pastor in London, kämpfte aber von dort hartnäckig, vehement und versiert gegen die Vereinnahmung seiner Kirche durch die «Deutschen Christen». Helmut Rößler amtierte als Pfarrer im niederländischen Heerlen und hatte sich von dem Auslandsbischof Theodor Heckel, der im Dienste der nationalsozialistisch bestimmten Kirchenleitung stand, vereinnahmen lassen und sich werbend für die deutschchristliche Bewegung eingesetzt.

Bonhoeffer schrieb ihm am 20. November 1934 einen Brief, der keinesfalls den anderen in Grund und Boden verdammt und auch nicht grundsätzlich die gemeinsam erlebte Freundschaft leugnete, aber in der Sache unmissverständlich deutlich und hart das aussprach, was ihn im Übermaß bewegte. Er nannte Gründe, argumentierte, berichtete von seinen negativen Erfahrungen und wollte Rößler auf keinen Fall mit einem verbalen Hammerschlag niederstrecken. Aber letztlich hieß es: «... es gibt hier nur das kompromisslose sofortige Nein. Wir *haben* mit diesem Kirchtum keine Gemeinschaft mehr, und wenn das so ist, dann soll man es auch sagen.»³¹

Doch am Schluss klang ein Versöhnungswunsch auf: «Und nun habe ich die aufrichtige Sorge, dass ... unserer Freundschaft ein ... Auseinandergehen der Wege droht. Und darum frage ich Sie. – Können wir uns nicht mal wiedersehen? Das würde vieles klären! Antworten Sie bald! Viele Grüße an Ihre Frau! Stets Ihr Dietrich Bonhoeffer.»³²

Was ist das für ein treuer Freund! Er gibt niemanden schnell auf, und mag der noch so instinktlos und verblendet einen Weg gehen, der dem eigenen diametral entgegenläuft. Er kämpft um eine Partnerschaft, in der er sich eigentlich schmachvoll verraten fühlen musste in allem, was ihm so unbedingt am Herzen lag. Die schon mehrfach genannte «Genialität», was Loyalität angeht, feiert hier erneut Urständ.

Dietrich Bonhoeffer war immer mehr ein Jasager als ein Neinsager gewesen, obwohl er im Kirchenkampf so oft das «Nein» beinahe schreien musste. Das Positive lag ihm näher als das Negative, das Helle sollte Dunkelheit stets überstrahlen. Menschen sollten zuallererst angenommen werden. Das alles war seinem tiefen Glauben geschuldet. Freunde ließ man darum nicht einfach so gehen. Man ging ihnen nach, bis die es wirklich nicht mehr zuließen.

Rößler antwortete am 6. Dezember 1934: «Also selbst, wenn Sie fanatischer Bekenntnismann wären und ich die Verheißung des Herrn heute auf der Seite des armen, wirklich *armen* Lazarus (theologisch, geistig und menschlich!) der D.C.-Bekenners [sc. Deutsche Christen] sähe, das könnte nach meinem Verständnis unsere Beziehung zueinander überhaupt nicht zerstören. Dafür geht mir der Sinn einfach ab.»³³

Und dann schrieb er Sätze, die den zutiefst überzeugten Bekenntnischristen und entschlossenen Gegner einer Kirche deutschtümelnder Art mit ihrer Heiligung des Volkes und Arisierung der Bibel samt dem Heiland mitten ins Herz treffen mussten: «Endlich sage ich Ihnen, dass ich mich in der B.K. nie wohlfühlen könnte ... Die B.K. ist in ihrem Ansatz Restaurationskirche und darum geschichtlich tot, weil nach vorne hin grundsätzlich zugeschlossen statt aufgeschlossen. Ich halte die Geltung der reformatorischen Bekenntnisse für begrenzt, ja für abgelaufen. Dafür hat uns Gott in den Zwischenzeiten zu viel echte theologische Erkenntnis geschenkt, als dass jene Bekenntnisse in extenso so noch die unseren sein könnten.»³⁴

Es sei angemerkt, dass zum Zeitpunkt der Abfassung dieses Briefes die Synoden von Barmen und Dahlem bereits stattgefunden hatten, jene Versammlungen der BK also, bei deren Beschlüssen Bonhoeffer unumstößlich den Heiligen Geist am Werk gesehen hatte. In jenen Tagen im Mai und Oktober 1934 war für den Theologen die einzig

wahre Kirche entstanden, für die er sich mit aller seiner geistigen und vor allem geistlichen Kraft immer wieder in die Bresche werfen sollte. Wer dieser Kirche nicht angehörte, gehörte keiner an. Der hatte sich vom Heil getrennt.

Rößler schrieb als ein Pfarrer, der keiner Kirche mehr diente, als ein Pastor, ein Hirte einer Herde, die sich hoffnungslos in einer braunen Wüste verlaufen hatte. Am Ende drückte der einstige Freund die Hoffnung «einer baldigen Aussprache, die nottäte», aus und grüßte «herzlichst».³⁵

Helmut Rößler kam seit diesen Tagen Ende 1934 im Leben Dietrich Bonhoeffers nicht mehr vor. Ihn schützte nicht, wie bei Walter Dreß, die Zugehörigkeit zur Bonhoeffer'schen Familie. Zudem stand der Kampf um die wahre Kirche erst am Anfang. Da gab es noch keine irgendwie geartete Abgeklärtheit und Gelassenheit. Da hatte noch ein echter Furor seine Zeit. Das Bekenntnis stand zur Entscheidung, der Bestand einer einzig wahren Kirche. Da konnte Duldsamkeit leicht zu Glaubenslosigkeit verkommen und Verständnis zu Verrat nach Art des Judas.

Rößler vergab eine Freundschaft, ohne eigentlich verstehen zu können, warum es dazu gekommen war. Immerhin wurde er nach dem Krieg für zwanzig Jahre Oberkirchenrat in Düsseldorf.

Der erste enge Freund

«Bonhoeffers erste wirklich enge Freundschaft», so Eberhard Bethge, war die mit Franz Hildebrandt.³⁶ Begegnet waren sie sich zum ersten Mal am 16. Dezember 1927 im Seminar von Reinhold Seeberg am Morgen des Tages vor Bonhoeffers Verteidigung seiner Promotionsthesen. «An diesem Freitag diskutierten wir eifrig», erinnerte sich Hildebrandt, «und seitdem haben wir nicht aufgehört zu diskutieren, zwölf lange Jahre einer ungestörten Freundschaft ...» Und er fügte hinzu: «Ich muss sagen: so wie ich mit ihm theologische Fragen diskutiert habe (und wahrlich nicht nur theologische Fragen), so habe ich es nie wieder tun können, seit wir ihn verloren haben.»³⁷

Franz Hildebrandt, drei Jahre jünger als Bonhoeffer, stammte von einer jüdischen Mutter ab. Der Vater war Professor für Kunstgeschichte an der Berliner Universität und zugleich Museumsdirektor, was dazu führte, dass Franz später nie wieder eine Gemäldegalerie betrat. Zum Theologen war er eher zufällig geworden. Wie das geschehen war, beschrieb sein Biograf Holger Roggelin: Der zwölfjährige Franz, «der bei seinen Patentanten in Naumburg zu Besuch war, besuchte am 5. Oktober 1921 einen Gottesdienst in der Kirche St. Othmar. Eigentlich hatte er ins Kino gehen wollen ... aber ein Hinweis auf den Gottesdienst hatte sein Interesse erregt. Es war ein besonderer Gottesdienst ohne Predigt, wahrscheinlich eine Art musikalische Vesper. In diesem Gottesdienst hatte Franz Hildebrandt plötzlich das Gefühl, dass hier der Platz sei, wo er wirklich hingehörte. Er hatte nie zuvor eine Kirche betreten, den Religionsunterricht in der Schule fand er eher abstoßend; doch dieser Gottesdienst war für ihn die entscheidende Weichenstellung.»³⁸

Die Eltern, die Mutter als assimilierte, nicht praktizierende Jüdin, der Vater als überzeugter Pantheist, waren zwar etwas befremdet über das erwachte kirchlich-christliche Interesse ihres einzigen Kindes, legten ihm aber keine Steine in den Weg, sondern unterstützten ihn, wo es nötig war.

Anders als Bonhoeffer hatte Hildebrandt zwar sein «Erweckungserlebnis», war aber viel zu rational bestimmt und ganz auf die Wissenschaft ausgerichtet, als dass er davon jemals viel hergemacht hätte. Dietrich stammte zwar auch aus einer kirchenfernen Familie, wurde aber besonders von der Mutter sehr bewusst an den christlichen Glauben herangeführt. Er fand wohl vor allem dadurch zur Theologie, dass ihn der Kriegstod eines Bruders und die wilde Trauer der Mutter darüber tief in den emotionalen Grundfesten erschütterten, aber auch, weil er sich von seinen Geschwistern absetzen und seine eigene Position im Familienkreis finden wollte. Auch hier waren vor allem der Vater und ebenso die Geschwister über seinen frühen Berufswunsch zunächst befremdet, ließen ihm aber ebenfalls später jede Hilfe angedeihen.

Die Beziehung der beiden Theologen zueinander wurde äußerst eng. Sie verfassten gemeinsam einen lutherischen «Kathechismus»

(«Glaubst du, so hast du»), disputierten, stritten sich manchmal so heftig, dass Außenstehende eine ernsthafte Gefährdung der Freundschaft befürchteten, brachen dann in ein Lachen aus, um danach ihre pianistischen Leidenschaften auszutoben.

Zum 31. Juli 1930 übergab Hildebrandt dem Freund ein kleines Buch mit Lutherworten zu den Perikopen und trug als Widmung ein: «Dem alt bösen Feind zur Habilitation.»³⁹ Beide besaßen sie ein Übermaß an Humor und Musikalität, beide entwickelten im aufbrandenden Kirchenkampf ein deutliches Gefühl für falsche Töne und Auffassungen und für die gefährliche Richtung, in die die deutsche evangelische Kirche im Stechschritt zu marschieren drohte.

«In den frühen dreißiger Jahren», erinnerte sich Hildebrandt, «nahm ich an seiner [sc. Bonhoeffers] und er an meiner Ordination teil, danach hatten wir oft mit der Idee eines gemeinsamen Pfarramts im Osten von Berlin gespielt. Im Sommer 1933 hätte er in eine freie Pfarrstelle berufen werden können; doch zog er es – biblisch gesprochen – vor, «mit dem Volk Gottes Schmach zu leiden». Im Hinblick auf die sogenannte Arisierung des Pfarrerstandes unter der Nazi-Herrschaft war er der Ansicht, dass er kein Pfarramt übernehmen könne, denn das war jetzt zu einem Rasseprivileg geworden.»⁴⁰

Hier, wie auch mehrfach später und zuvor etwa bei der Freundschaft mit dem Afroamerikaner Franklin Fisher, bewahrheitete sich eine Charakterisierung Bonhoeffers durch seinen späteren Freund Eberhard Bethge, der ihn so gut wie kein anderer kannte: Er «war ein überzeugender Künstler im Anbieten unvoreingenommener Partnerschaft ... Bonhoeffer hatte etwas von der Fähigkeit, dem Verletzlichen und Empfindsamen seinen Stolz glaubwürdig zurückzugeben».⁴¹

Bei der Examensfeier am Abend des 4. Oktobers 1932 war es geschehen, dass aus dem Freund «Bonhoeffer» Dietrich wurde. Damit ließ sich der junge Theologe auf die zweite Duzfreundschaft ein. «Der Übergang zum «Du» war in der damaligen Umgangskultur, wie Hildebrandt noch 1978 hervorhob, «noch etwas ganz Besonderes» und ein wichtiger Schritt, der ganz konkrete Folgen hatte.»⁴² Eine dieser Folgen bestand darin, dass Hildebrandt nun in der Bonhoeffer'schen Familie wie ganz selbstverständlich ein und aus ging, zunächst in der

Wangenheimstraße, dann ab 1935 in der Marienburger Allee. Er erlebte diese Häuser, die für ihn zur zweiten Heimat wurden, «als eine Oase der Freiheit mit frischer Luft und gutem Humor».⁴³

Für die Nichten und Neffen wurde er bald zu «Onkel Franz». In der späteren Emigration trug er stets deren Fotos in der Brieftasche bei sich. Und er wurde zum gern gehörten Pianisten bei den Hauskonzerten. Es geriet zur festen Gewohnheit, dass er seine freien Sonntagnachmittage bei den Bonhoeffers, Schleichers oder Dohnanyis verbrachte und mit seinem Witz, seiner Schlagfertigkeit, aber auch mit seinem immensen Wissen und seinem fulminanten Gedächtnis bezauberte und verblüffte. Während draußen fanatisch «Heil» gebrüllt wurde, wurde hier in den Mauern der Familienhäuser immer noch eine heile Welt gelebt mit hohen kulturellen Ansprüchen und großer moralischer Integrität.

Das Elternhaus des Freundes betrat Dietrich allerdings nie. Das mag an der Krankheit des Vaters Edmund Hildebrandt gelegen haben. Auf die Freundschaft der beiden warf das jedoch keinen Schatten. Bonhoeffer wusste einen Menschen neben sich, der geradeaus, von Anstand geleitet, von einer tiefen Frömmigkeit beseelt und unkorumpierbar in seinem Charakter war, sowohl theologisch als auch menschlich, wie spätere Wegbegleiter rühmten.⁴⁴

Während ihrer wissenschaftlichen Florettkämpfe lernten sie voneinander. Hans-Jürgen Abromeit stellte in seiner umfassenden Untersuchung zu Bonhoeffers erfahrungsbezogener Christologie fest: «In der Zeit bis zur Emigration Hildebrandts 1937 hat ein durchgehender theologischer Austausch zwischen beiden stattgefunden, so dass der Einfluss Hildebrandts auf Bonhoeffers Denken kaum überschätzt werden kann. Umso merkwürdiger ist, dass bis heute – außer Bethge – niemand die Beeinflussung Bonhoeffers durch Hildebrandt namhaft gemacht hat.»⁴⁵ Insbesondere dessen Vertiefung des lutherischen Elements und die wachsende Bibelbezogenheit dürften auf den jüngeren Freund zurückgehen.

1933 trat Bonhoeffer eine Pfarrstelle in London an. Er fühlte sich von seinen theologischen Mitstreitern in Deutschland nicht mehr verstanden und alleingelassen. Auch Hildebrandt rechnete sich auf Grund seiner Herkunft von einer jüdischen Mutter in der Heimat keine Chancen

mehr aus und bewarb sich vergeblich um ein Auslandspfarramt, etwa in den Niederlanden. Dietrich lud ihn kurzerhand in sein zugiges, kaltes, verwohntes, mäuseverseuchtes Pfarrhaus nach Sydenham im Stadtteil Forest Hill ein und bemühte sich nach Kräften darum, ihn in London heimisch werden zu lassen, versuchte ihm Englisch beizubringen und schenkte ihm folgerichtig zu Weihnachten eine englische Bibel, nachdem er zuvor Franz beauftragt hatte, als praktische Sprachübung einen Weihnachtsbaum zu besorgen.

Im Pfarrhaus wohnte damals auch noch Bertha Schulze als Bonhoeffers Sekretärin und Haushälterin, bis «ihre Absichten» auf Dietrich – so erinnerte sich Hildebrandt später schmunzelnd – ihre Entlassung zur Folge hatten.⁴⁶

Am ersten Weihnachtstag reiste noch Bonhoeffers Student Wolf-Dieter Zimmermann an und staunte über die theologischen Dispute, die niemals zu der kleinsten Verstimmung führten, sondern eher zu großer Heiterkeit, wenn Hildebrandt «mit einer Zusammenstellung von Bonhoeffers Lieblingsausdrücken die Debatte abschloss, die gegnerischen Argumente seien «doktrinär, affektiert, formalistisch und ordinär».⁴⁷ Und dann lieferten beide ebenso feurig pianistische Glanzleistungen ab.

Zudem wunderte sich der Student über den lockeren Lebensstil der Freunde, der ein Aufstehen erst um elf Uhr am Vormittag beinhaltete und als erste Handlung des Tages das Studium der «Times» vorsah, auch um sich gründlich über die politischen und kirchlichen Verhältnisse in Deutschland zu informieren.

Der Rückzug in das Pfarramt nach London bedeutete aber keineswegs einen Rückzug aus den Kirchenwirren in der Heimat. Protestbriefe wurden verfasst, Boten aus Deutschland empfangen, die eine Stellungnahme verlangten, und Telefonate im Übermaß geführt, besonders auch mit der stets gut informierten Mutter Bonhoeffers. Die Telefonrechnungen schossen derart in die Höhe, dass das Postamt in Forest Hill sich bereit erklärte, die Summe für den Pastor auf ein erträgliches Maß herabzusetzen.

Bonhoeffer selbst pendelte alle paar Wochen zwischen London und Berlin hin und her, obwohl er weder das Fliegen noch die Kanalüber-

querung per Schiff besonders mochte. Doch er konnte den Dingen, was die Kirche, ihre Irrläufe, ihre Anbiederung an die nationalsozialistisch bestimmte Reichskirche betraf, einfach nicht ihren Lauf lassen. Ihm und auch Hildebrandt ging es dabei um Essenzielles in ihrem Leben. Und so mischten sie sich ein, engagiert, heftig, manchmal zornig, kaum jemals besonnen, und ließen die Kirchenverantwortlichen daheim nicht zur Ruhe kommen.

In Hildebrandt besaß Bonhoeffer einen ebenso hitzigen wie theologisch beschlagenen Mitstreiter. Dieser Kampf vertiefte ihre Freundschaft und ließ sie deutlich spüren, dass sie unbedingt aufeinander zählen konnten. Vertrauen war für Bonhoeffer das Grundmerkmal einer engen Beziehung.

Rund zehn Jahre später sollte er für die Freunde im Widerstand schreiben: «Wir haben es gelernt, dort, wo wir vertrauen, dem anderen unseren Kopf in die Hände zu geben: gegen alle Vieldeutigkeiten, in denen unser Handeln und Leben stehen musste, haben wir grenzenlos vertrauen gelernt. Wir wissen nun, dass nur in solchem Vertrauen, das immer ein Wagnis bleibt, aber ein freudig bejahtes Wagnis, wirklich gelebt und gearbeitet werden kann ... Immer wird uns das Vertrauen eines der größten, seltensten und beglückendsten Geschenke menschlichen Zusammenlebens bleiben ...»⁴⁸

Wir hören die Dankbarkeit und die Beglückung, die aus diesen Worten klingen. Bonhoeffer ist in seinem 39-jährigen Leben sehr oft mit Vertrauen beschenkt worden und hat diese Gabe nur zu gerne zurückgegeben. Er ist zu einem Meister des Vertrauens geworden, geschmiedet aus seinem bedingungslosen Glauben an Gott.

Mit Franz Hildebrandt lebte er wie gesagt zum ersten Mal in einem solchen wärmenden Kokon der Freundschaft, der keine Risse bekam, jedenfalls nicht bis zum Jahr 1937.

Mitte Januar 1934 bat Martin Niemöller Hildebrandt, das Amt des Schatzmeisters des Pfarrernotbundes zu übernehmen, nachdem der bisherige Stelleninhaber ausgefallen war. Der fragte erst einmal vorsichtig telefonisch nach, ob denn für eine solche Position wirklich ein Pastor vonnöten sei, ob er denn auch der Richtige für ein solches Amt sei und ob er sofort gebraucht würde. Niemöller antwortete dreimal

mit einem kategorischen Ja. Und so kehrte Franz Hildebrandt nicht ganz leichten Herzens nach Berlin zurück und blieb nicht nur Schatzmeister, sondern geriet immer mehr zum Assistenten und zeitweiligen Vertreter des Vorsitzenden des Pfarrernotbundes.

An Bonhoeffers 28. Geburtstag hielt er in der Jesus-Christus Kirche seine erste Dahlemer Predigt, – anstelle Niemöllers, der kurz zuvor am 27. Januar suspendiert worden war. Am nächsten Morgen war in der konservativen Londoner «Morning Post» die Schlagzeile zu lesen: «Herausforderung eines Deutschen Pastors. Furchtloser Angriff auf Herrn Hitler.»⁴⁹

Zwar berichtete Bonhoeffers Mutter ihrem Sohn nach London, dass Hildebrandt «sehr schön» gepredigt habe, doch viele der Hitleretreuen sahen das völlig anders. Eine Woche nach der Predigt explodierte in Niemöllers Pfarrhaus, das Hildebrandt hütete, eine Bombe, ohne allerdings sehr viel Schaden anzurichten. Der junge Pfarrer nahm den bedrohlichen Zustand seiner Situation als «Halbjude» erschrocken zur Kenntnis, und der Freund in London sorgte sich erheblich um das Wohlbefinden des treuen Gefährten.

Der verwahrte sich dagegen, dass seine «rein biblische Predigt» als «politische Agitationsrede»⁵⁰ gegen Hitler aufgefasst werden könnte, und erstattete Anzeige. Doch alle Ermittlungen des Staatsanwalts verliefen ergebnislos.

Die Freunde sahen sich 1934 anlässlich einer ökumenischen Konferenz auf der dänischen Nordseeinsel Fanö wieder und traten sofort erneut in ihre heftigen theologischen Debatten ein, besonders über ein Wort aus dem 85. Psalm, das Bonhoeffer in seiner berühmten Friedensrede auszulegen gedachte: «Ach, dass ich hören sollte, was der Herr redet» (Vers 9). Doch ehe die eigentliche Tagung begann, reiste Hildebrandt nach London ab, um den Freund dort während der Zeit der Konferenz zu vertreten. Anfang September 1934 kehrte er nach Berlin zurück, «versehen mit der Zusage Bonhoeffers, dass dieser die Leitung des noch zu gründenden Predigerseminars für Berlin-Brandenburg übernehmen werde».⁵¹

Dietrich wollte den gefährdeten Freund gerne in Sicherheit sehen und bat ihn, sein Nachfolger im Londoner Pfarramt von Forest Hill zu

werden. Doch Franz schlug ihm diese Bitte ab. Zu fest und zu begeistert fühlte er sich in die Dahlemer Gemeindegarbeit eingebunden. Als Prediger war er außerordentlich beliebt. Er bevorzugte die klassische Spruchpredigt und fand dabei immer wieder zu überraschender Aktualität. Diese Predigten entstanden in langen, ausgedehnten Spaziergängen am Samstag und wurden dann völlig frei gehalten.

«Elsie Steck, damals Gemeindehelferin in Dahlem, charakterisierte Hildebrandts Gottesdienste als «eine andere Art der Privatseelsorge» ... die «in den ersten Jahren des Kirchenkampfes immer wieder den Überlegungen und Gesprächen der Gemeinde Richtung und Ziel wies».⁵²

Er arbeitete in vielen der Laienkreise mit, die für die Bekenntnisgemeinde in Dahlem typisch waren, lernte die Frauenrechtlerin Alice Salomon und die Harnack-Tochter Elisabeth kennen und wusste sich immer wieder von seiner Arbeit im Pfarrernotbund in die Pflicht genommen. Zudem übernahm er noch eine Dozentur für Kirchengeschichte an der illegalen Kirchlichen Hochschule.

Hildebrandts Zeit war gut und sinnvoll ausgefüllt. Er wusste sich zudem auch wirklich erfüllt von dem, was ihm zu tun aufgegeben war. Vielleicht machte ihn das in den ersten Jahren nach der Londoner Zeit mit Bonhoeffer blind für die Gefährdungen, die ihm drohten. Im Rückblick bekannte er, «noch immer ahnungslos» gewesen zu sein «über das, was uns im Dritten Reich bevorstand».⁵³ Ja, und er freute sich sehr darüber, wieder mit dem Freund in Deutschland zusammenzuarbeiten. Und das taten sie. Sie sahen sich in Finkenwalde und beinahe jede Woche montags oder dienstags, wenn Bonhoeffer seine Vorlesungen und Seminare an der Berliner Universität abhielt.

Und da waren dann ja noch die Schleichers, die Dohnanyis, die Bonhoeffers im Eichkamp, die Nichten und Neffen, die den etwas schlackigen «Onkel Franz» mit seinem scheinbar etwas zu groß geratenen Kopf vergnügt und verspielt umschwirrten, die Hausmusiken, die altvertrauten und doch immer wieder spannenden Florettkämpfe mit dem Freund, die eigentlich niemand so richtig gewinnen wollte, weil sie vor allem der gegenseitigen Wissensbereicherung dienten.

Doch die Lebenskreise von Bonhoeffer und Hildebrandt drifteten allmählich auseinander. Ersterer widmete sich mit ganzem Herzen

und aus voller Kraft seiner Arbeit als Direktor eines Predigerseminars und bekannte in einem Brief an die Brüder des ersten Kurses 1935, dass dieses Sommersemester «die beruflich und menschlich ausgefüllteste Zeit bisher gewesen» sei. Und er fuhr fort: «Ich habe im Zusammenleben mit Euch ... in beiderlei Hinsicht mehr gelernt als je zuvor.»⁵⁴ Zudem wuchs in diesen Monaten gerade die einzigartige Freundschaft mit Eberhard Bethge heran, die alle anderen überragen sollte.

Hildebrandt muss sich ein wenig zurückgesetzt gefühlt haben. Er stand in Dahlem weiterhin in vorderster Front im Kirchenkampf, während sich der Freund in dieser Hinsicht etwas in das zweite Glied zurückgezogen hatte, ohne jedoch an Leidenschaft für den richtigen Weg seiner Kirche, besonders was die Judenfrage anging, verloren zu haben.

Als Hildebrandt Bonhoeffer in Finkenwalde alarmiert anrief, weil er spürte, dass die Steglitzer Synode im September 1935 halbherzige und nur wenig hilfreiche Beschlüsse fassen würde, was die Stellung der Juden anging, die gerade auf dem Nürnberger Parteitag zu «rassisch minderwertigen» Bürgern bestenfalls zweiter Klasse herabgewürdigt worden waren, eilte der Direktor sofort mit seinem gesamten Seminar herbei, das als *pressure group* fungieren sollte. Die Befürchtungen der Freunde bewahrheiteten sich. Die Synode bekannte sich nicht eindeutig zu ihren bedrängten jüdischen Schwestern und Brüdern.

Hildebrandt litt außerordentlich darunter, dass er erleben musste, wie rassistische Kriterien auch in der BK Raum griffen, wie es bei dem abgesetzten Generalsuperintendenten Otto Dibelius, der 1933 die Boykottmaßnahmen gegen die Juden verteidigt hatte, der Fall war. Auch ein Martin Niemöller war von antisemitischem Gedankengut nicht ganz frei.

Und selbst im Predigerseminar des Freundes kam es zu antijüdischen Äußerungen. Gerhard Vibrans, jemand, den Bonhoeffer sehr schätzte und dem er sich freundschaftlich verbunden fühlte, schrieb aus Finkenwalde im September 1935: «... ich habe immer eine instinktmäßige Abneigung [sc. gegen die Juden], ich fühle eine Mauer, über die ich dauernd springen muss und die *doch* immer wieder da ist. Da hilft alles ernste Sichvornehmen und als christlichen Bruder Ernstnehmenwollen gar nichts.»⁵⁵

Eines der letzten Interviews mit Eberhard und Renate Bethge:



Uwe Schulz

Was wären wir ohne Dietrich Bonhoeffer?

*Bonhoeffer 2.0: Was er uns heute zu sagen hat
(Interviews & Gespräche)*

160 Seiten, Hardcover

13.99 € [D] / 14.40 € [A] / 20.80 CHF*

Bestell-Nr. 191310

ISBN 978-3-7655-1310-7

* unverbindliche Preisempfehlung

Kenner von Werk und Leben Dietrich Bonhoeffers bahnen in Interviews neue Zugänge, darunter sein Freund Eberhard Bethge in einem bisher unveröffentlichten Gespräch wenige Jahre vor seinem Tod. Dazu Interviews mit Siegfried Fietz, Jutta Weber, Rainer Eppelmann, Peter Zimmerling und Wolf Kroetke. Stark!

fontis
BRUNNEN BASEL

Vom selben Autor weiterhin erhältlich



Wolfgang Seehaber

Maria von Wedemeyer – Bonhoeffers Verlobte

384 Seiten, Hardcover mit Schutzumschlag

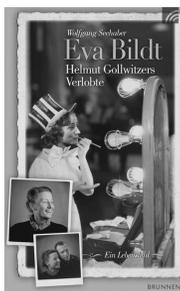
16.99 € [D] / 17.50 € [A] / 24.80 CHF*

Bestell-Nr. 191195

ISBN 978-3-7655-1195-0

* unverbindliche Preisempfehlung

Der Autor beschäftigt sich ausführlich mit den Orten und Menschen, die Bonhoeffers Verlobte geprägt haben, geht den religiösen Einflüssen nach, die sich auf sie ausgewirkt haben, zeichnet den Weg der Verlobung nach und schildert das Leben dieser spannenden Frau nach dem Krieg.



Wolfgang Seehaber

Eva Bildt – Helmut Gollwitzers Verlobte

392 Seiten, Hardcover mit Schutzumschlag

16.99 € [D] / 17.50 € [A] / 24.80 CHF*

Bestell-Nr. 191814

ISBN 978-3-7655-1814-0

* unverbindliche Preisempfehlung

Am 27. April 1945 endete Eva Bildts Leben, das bestimmt war von einem starken Glauben und einer immensen Liebe zu dem widerständischen Pastor Helmut Gollwitzer. Aber auch von Demütigungen, Ausgrenzungen und Bedrohungen durch die Nationalsozialisten. Denn die Schauspielerin Eva Bildt war eine Halbjüdin ...

fontis
BRUNNEN BASEL